



Gemeinsame Anfänge:
**Zur Enkulturation in die Institution Universität und in
akademische Lebenswelten – ein Erfahrungsbericht**

Margret Selting (Potsdam)

ISSN 1470 – 9570

Gemeinsame Anfänge: Zur Enkulturation in die Institution Universität und in akademische Lebenswelten – ein Erfahrungsbericht

Margret Selting (Universität Potsdam)
mit Unterstützung von Brigitte Reuter (Universität Tampere)¹

Dieser Aufsatz ist eine persönlich-biographische Würdigung für Ewald Reuter, mit Fokus auf die Anfänge unserer gemeinsamen Entwicklung zum Sprachwissenschaftler bzw. zur Sprachwissenschaftlerin im Rahmen des sozio-kulturellen Milieus der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft (LiLi-Fakultät) der Universität Bielefeld in den 1970iger Jahren.

This paper is a personal appreciation for my colleague Ewald Reuter. It focusses on the beginning of our shared biographical and scientific development to become linguists, within the socio-cultural environment of the Department of Linguistics and Literature (LiLi-Fakultät) at the University of Bielefeld during the 1970s.

1 Einleitung

Dieser Aufsatz ist keine wissenschaftliche Abhandlung. Vielmehr möchte ich ihn der Gattung ‚persönlich-biographische Würdigung‘ für Ewald Reuter zuordnen, mit Fokus auf die Anfänge unserer gemeinsamen Entwicklung zum Sprachwissenschaftler bzw. zur Sprachwissenschaftlerin. Und ich möchte einfach auch ein bisschen über alte Zeiten erzählen und schwärmen.

Dieser Beitrag ist aber auch ein schwieriges Unterfangen: Ich möchte Ewald in den Mittelpunkt rücken, muss das aber notgedrungen aus meiner Perspektive tun. Ich bin bei Vielem, was ich sage, nicht sicher, ob Ewald – und Brigitte – es genauso erlebt haben wie ich, oder ob ich einfach meine Erinnerungen für sie mit verallgemeinere. Dabei wirft das, was ich hier erzählen kann, nur winzig kleine Strahlerlichter auf Ewalds wie auch unsere gemeinsame damalige Zeit; eben nur so, wie ich selbst sie mitbekommen habe.

Auch wenn es kein wissenschaftlicher Aufsatz werden soll, brauche ich doch ein paar Begriffe. Ich werde im Folgenden einige Begriffe ziemlich „locker“ verwenden:

Unter *Kultur* möchte ich konstruktivistisch die Gesamtheit der Kommunikations- und Lebensweisen verstehen, die *soziale Gruppen oder Gemeinschaften oder sozio-kulturelle Milieus* durch die alltägliche Interaktion miteinander immer wieder neu herstellen und aufrechterhalten (Stichwort ‚Doing Culture‘). Dazu zählen z. B. auch gruppen- und milieuspezifische Umgangs-

¹ Für die Einrichtung des Manuskripts für die Veröffentlichung danke ich Katja Rothe.

weisen miteinander, soziale Werte und Normen, Denkweisen und Orientierungen sowie Einstellungen zu eigenen und zu anderen Gruppen. Diese gehen typischerweise unhinterfragt in die Praktiken ein, mit denen *kommunikative Gattungen* (vgl. Günthner 2013) hergestellt und erkennbar gemacht werden. Wenn Kultur als emergenter Prozess immer wieder neu hergestellt wird, dann können Mitglieder sozio-kultureller Gruppen oder Milieus sich mithilfe kultureller Praktiken und erkennbar gemachter Orientierungen in Relation zu zuvor geteilten Gruppen oder Milieus verändern, z.B. sich weg von vorherigen und hin zu anderen sozio-kulturellen Milieus bewegen.² Dabei wird die eigene Kultur bzw. die eigene gelebte *Kulturalität* im Unterschied zu einer anderen erst erfahrbar. Gelebte Kulturalität sollte man dabei nicht als ein statisch abgrenzbares, sondern eher als ein prototypisch organisiertes Konstrukt sehen.

Mit *Enkulturation* meine ich Prozesse des Einlebens und Sich-hinein-Entwickelns in eine kulturelle Interaktions- und/oder Lebensgemeinschaft. Wenn man solche Interaktions- und Lebensgemeinschaften als sozio-kulturelle Milieus einer Gesellschaft auffasst, dann spielen für die Bewegung zwischen diesen Milieus natürlich *Praktiken der interkulturellen Kommunikation* eine Rolle.³

Wenn Menschen in eine Herkunftsgruppe, z. B. eine Dorfgemeinschaft und/oder eine Familie hineingeboren werden und kaum andere Gemeinschaften kennenlernen, kann man das vielleicht für die 1950-60er Jahre in der ländlichen BRD noch als weitgehende *Mono-Kulturalität* bezeichnen. Wenn sie jedoch die Herkunftsgruppe verlassen, z. B. um in einer größeren Stadt eine Ausbildung zu absolvieren, machen sie neue Erfahrungen und es kommen neue Perspektiven hinzu: aus der Mono- wird schnell zumindest eine gelebte *Bi-Kulturalität*. Bei weiterer Entwicklung mit weiteren kulturellen Erfahrungen wird daraus zunehmende *Multikulturalität*, egal ob dies in einem nationalen oder internationalen Rahmen geschieht. Dabei bleiben bei der individuellen Entwicklung die verschiedenen Kulturen, die für den Menschen eine Rolle spielen, nebeneinander bestehen. Sie verschmelzen nicht, obwohl sowohl die einzelnen Kulturen und Milieus als auch die Bewegung zwischen ihnen für den sich hin und her bewegendenden Menschen völlig selbstverständlicher Teil seiner eigenen *individuellen Identität* werden (können). Bei gegenseitiger Beeinflussung der Kulturen spricht man von *Interkulturalität*⁴; wenn, z. B. infolge von Globalisierung, eine Globalkultur entstünde, bei der Kulturen

² Zu einem konstruktivistischen Kulturbegriff siehe genauer: Günthner (2013). Vgl. auch: Günthner & König (2016).

³ Für einen neueren Überblick zu Begriffen im Forschungsfeld der Interkulturellen Kommunikation, mit denen die hier verwendeten kompatibel sind, vgl. auch Lüsebrink (2016).

⁴ Ebd.: S. 17f. Vgl. auch die Beiträge in Wierlacher (2013).

nicht mehr abgrenzbar sind, sondern sich zunehmend vernetzen und vermischen, kann man von *Transkulturalität* sprechen.⁵

Aber, wie gesagt, so ganz ernst möchte ich diese Konzepte hier gar nicht aufgefasst wissen, eher als lockeres und humorvolles Spiel mit Begriffen für den Umgang mit der Verschiedenheit zwischen den Milieus, aus denen wir kommen und in denen wir uns im Laufe der beruflichen Stationen unseres Lebens bewegt haben und weiter bewegen.

Ich kenne Ewald Reuter (und Brigitte) seit unserem gemeinsamen Studium an der Universität Bielefeld, also seit ca. 1974/75. Einen Teil unserer *Enkulturation* ins akademische Milieu und in die Welt der Sprachwissenschaft und Gesprächsforschung haben wir gemeinsam begonnen. Die Zeit, um die es hier geht, möchte ich in sechs Phasen einteilen, die ich in den folgenden Abschnitten 2-7 genauer behandle.

2 Ähnliche Anfänge: heraus aus sozio-kulturellen Herkunftsmilieus

Ewald und ich hatten ein paar Gemeinsamkeiten:

- Wir kamen beide aus der sogenannten „Provinz“, Ewald aus dem Siegtal.
- Ewald kam, wie ich, aus einem nicht-akademischen Elternhaus.

In unseren Elternhäusern gab es nur wenige Bücher, „außer der Bibel“, wie Ewald einmal sagte. Unsere Herkunftsfamilien gehörten nicht zum Bildungsbürgertum; wir kamen aus dem Milieu der „kleinen Leute“ vom Lande: v. a. Arbeiter, Bauern, Handwerker – und Hausfrauen. Wenn das Dorf noch eine Volksschule hatte, so fuhren wir spätestens zum Besuch des Gymnasiums in eine etwas weiter entfernte Stadt.

Aber wir waren Glückskinder der Bildungsexpansion der 1960er Jahre in der damaligen BRD. Die staatliche Förderung durch BAföG ermöglichte uns zuerst das Abitur, dann das Studium. Das waren die äußeren Faktoren, die es uns erlaubten, unseren Bildungs- und Orientierungshorizont von der sozio-kulturellen Lebenswelt der Arbeiter und Bauern in Richtung der Lebenswelt der Akademiker zu erweitern.⁶ Unser Ziel war es dabei zunächst, den Lehrerberuf zu erlernen.

⁵ Ebd.: 21f. Vgl. auch: Welsch (1997).

⁶ Für die autobiografisch gefärbte Beschreibung des Herausstrebens aus einem ländlichen Milieu im Rheinland und des Hineinwachsens in die Sprache und Welt der Bildung – und in ihrem Falle auch der Poetik – siehe auch Hahn (2001).

- 1974 landete Ewald, wie Brigitte und ich, für das Lehramts-Studium der Fächer Linguistik und Englisch an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, der sogenannten LiLi-Fakultät, der Uni Bielefeld.



Universität Bielefeld

Dort wurde man zur damaligen Zeit im Rahmen des Reformstudiengangs der Linguistik und Literaturwissenschaft bei Einschreibung für die Fächer Deutsch und/oder Englisch automatisch auch in die Fächer Linguistik und/oder Literaturwissenschaft eingeschrieben.

Linguistik war ein neues spannendes Fach, mit dessen Hilfe wir viele der Erfahrungen besser verstehen konnten, die wir in unserem noch jungen Leben zuvor gemacht hatten: Zu Hause in unseren Elternhäusern und Dörfern hatten wir Dialekt oder Plattdeutsch gesprochen, Ewald wohl eine dörfliche Variante des ripuarischen ‚Kölsch‘, das niedriges Prestige besaß. Als Kinder vom Land waren wir vielleicht auch manchmal wegen unserer Sprechweise im städtischen Gymnasium komisch angesehen worden. Die Soziolinguistik bot uns Erklärungsmöglichkeiten dafür und Umgangsweisen damit. Als neues Fach, ohne große Tradition, aber mit viel sozialkritischem Potential, erschien uns die Linguistik als wahnsinnig interessantes Feld, in dem auch wir unsere Interessen und unser Engagement einbringen konnten.

Unter diesen Voraussetzungen nahmen wir, ohne uns zu kennen, das Studium der Anglistik und Linguistik an der LiLi-Fakultät der Uni Bielefeld auf.

Wir kamen also aus eher nicht-akademischen, ländlichen Milieus, entwickelten uns über die kleinstädtischen schulischen Milieus unserer gymnasialen Zeit in Richtung großstädtischer und akademischer sozio-kultureller Milieus. Von kindlich erlebter *Mono-Kulturalität* in unseren Herkunftsmilieus, über die – vermutlich – *Bikulturalität* der gymnasialen Schulzeit, entwickel-

ten wir uns immer mehr hin zu gelebter *Multikulturalität* innerhalb der damaligen west-deutschen Gesellschaft.

3 Gemeinsamer Aufbruch: *Enkulturation* in die akademische Welt der modernen Sprachwissenschaft

Die mittleren 1970er Jahre waren spannende Jahre an der Uni Bielefeld.

Das Bielefelder Modell der LiLi-Fakultät sollte abgeschafft werden, als wir uns gerade dafür begeistert hatten. Das weckte den Protest und das politische Engagement vieler LiLi-Studierender. Wir begannen unseren Kampf für den Erhalt des Modells, zumindest für die fortbestehende Möglichkeit, unsere Fächer weiter studieren und abschließen zu können.

Wir wollten die Linguistik nicht aufgeben. Wir fühlten uns wohl mit Lehrenden wie (Prof. Dr.) Werner Kummer, (Dr.) Werner Kallmeyer, (Dr.) Reinhard Meyer-Hermann und anderen (deren Titel wir natürlich kannten, aber im Gespräch mit ihnen und über sie niemals verwendeten) und mit Tutoren wie Richard Wiese. Aber wir wollten keine Linguistik Chomsky'scher Prägung, mit abstrakten Syntaxanalysen erfundener Sätze, sondern wir wollten eine sozial relevante Linguistik. Eine Linguistik, die sich den Problemen der Kommunikation in der realen Welt zuwandte und dafür nach Verbesserungen suchte. Dafür kam uns zunächst die Soziolinguistik wie gerufen.

Der Stellenwert von Büchern änderte sich für uns radikal, im Vergleich zu unseren Elternhäusern. Ewald, Brigitte und andere Kommilitoninnen und Kommilitonen zeigten mir, dass Bücher nicht nur in Bibliotheken stehen müssen – man kann sie auch selbst erwerben und besitzen. Unser Kommilitone Volker hatte schon eine ganze Bücherwand angesammelt; über und neben Ewalds Schreibtisch in seiner WG stand eine ganze Regalreihe mit Nachschlagewerken, neben linguistischen, pädagogischen, soziologischen, philosophischen und anderen wichtigen Werken. Bücher waren ‚in‘: wer mitreden wollte, las sie; man diskutierte über sie, egal, ob es für das eigene Fach nötig war oder nicht. Aus Büchern lernten wir die Welt und die richtige Sichtweise auf die Welt kennen. Bücher waren unsere treuesten Freunde und unser Weg zur Kommunikation mit anderen. Das Diskutieren über Bücher gehörte zu den uns prägenden kommunikativen Gattungen (vgl. Günthner 2013) der damaligen Zeit.

Im Nachgang der 1968er Studentenbewegung und deren politischer und gesellschaftlicher Errungenschaften, der Hippie-, der Anti-AKW- sowie der Frauenbewegung, war in progressiveren Studierendenmilieus ein relativ offenes *sozio-kulturelles Klima* entstanden, mit unkomplizierten Umgangsformen, privaten und öffentlichen Partys, Feten, Happenings, Demos als

lockeren und lustvollen sozialen Veranstaltungen. Die Uni war für uns primär ein Ort der Begegnung, des sozialen und studentisch-kulturellen Lebens, mit Cafeteria, Café am Schwimmbad hinten in der Unihalle, Buchladen Luce, Mensa, Post, Lebensmittelladen. Studium wurde als Zeit des sozialen und persönlichen Wachstums und Experimentierens gesehen. Abends zogen wir ins AJZ (Arbeiterjugendzentrum) an der Heeper Straße oder auf die Johannislust; lauthals sangen wir mit unseren Partnerinnen und Partnern „Marmor, Stein und Eisen bricht, aber unsere Liebe nicht“; in politischen Sitzungen änderten wir die Welt gedanklich und auf Demos sangen wir „Hoch die internationale Solidarität“. Diese Zeit ermöglichte unserer Generation zuvor undenkbbare Freiheiten sowie persönliche und eben auch berufliche Träume und Perspektiven – sogar, wenn man in diesem Lebensalter, im Grundstudium, noch gar nicht so viel über Berufstätigkeit und den sogenannten „Ernst des Lebens“ nachdachte. Freizeit und Arbeit gingen noch weitgehend nahtlos ineinander über, wir folgten einfach unseren Interessen, egal, ob es 10 Uhr morgens oder 10 Uhr abends war. Wir sogen den Inhalt von Büchern in uns hinein und merkten nicht einmal, dass man das auch als Arbeiten ansehen konnte – wir fassten es als persönliche Erfüllung auf. Wir fühlten uns immer wohler im und zugehöriger zum studentischen und akademischen Milieu.

Prozesse der *Enkulturation und Integration in neue kulturelle Milieus und Identitäten* verlaufen natürlich mittels sprachlicher und nicht-sprachlicher Praktiken im sozio-kulturellen, situativen und sequenziellen Kontext der alltäglichen sozialen Interaktion. Mangels Ton- oder besser sogar Videodaten über unsere Interaktionen zu der Zeit, über die ich hier erzähle, kann ich über die genauen kommunikativen Praktiken kaum etwas sagen: Ich vermute, wir begannen zunächst mit *interkultureller Kommunikation zwischen Ausgangs- und Zielmilieu*, d. h. unsere Kommunikation mit unseren Familienmitgliedern und Freunden in und aus der „alten Heimat“ beeinflusste noch stark unsere Kommunikation als junge Studentinnen und Studenten der 1970er Jahre. Vermutlich wurde daraus dann zunehmend sicherere *intra-kulturelle Kommunikation im neuen Milieu*, d.h. mit sowohl Kommilitoninnen und Kommilitonen als auch Lehrenden und anderen Relevanzpersonen an der Uni und in der Lebenswelt von Akademikern und zunehmend auch Akademikerinnen. Aber eines ist sicher: Der Einfluss des Dialekts in der Sprechsprache verringerte sich. Bei Ewald war bald – außer für besondere Akzentsetzungen – kaum noch ‚Kölsch‘ zu hören; mein westfälisches Platt war schon lange zuvor für private familiäre Adressaten reserviert worden. Dennoch waren wir auch stolz auf unsere Herkunft und den Weg, den wir gingen; wir nahmen unsere neuen Freunde aus dem akademischen Milieu mit zu Familienbesuchen in der alten Heimat, demonstrierten also unsere milieubezogene zunehmende *Multi- und Interkulturalität*.

4 *Enkulturation* in „fremde“ Länder und Sprachen – mit Rückfahrchein

1976-78 waren unsere Auslandsjahre. Ewald (und Brigitte) wirkt(en) zunächst 1976-77 als Deutschlehrer (und Deutschlehrerin) des Goethe-Instituts Helsinki in Jyväskylä, Finnland. 1977 besuchte Ewald die ‚Summer School in English Literature and Culture‘ an der University of Exeter in England, dann absolvierte er 1977-78 ein MA-Studium in Applied Linguistics an der University of Reading in England. Die Liebe zu Finnland trieb ihn aber schon 1978 wieder in ein vierwöchiges Sprachpraktikum nach Finnland, auf einer Pelztierfarm in Tervo. 1979 folgte dann neben dem wieder normalen Studium in Bielefeld die Teilnahme am ‚The Basic Course in Descriptive Linguistics‘, Summer Institute of Linguistics/Wycliffe Bible Translator, in High Wycombe, England (6 Wochen).

Diese Auslandsaufenthalte förderten unsere zunehmende Weltoffenheit, eine *Enkulturation* in wieder ganz neue Lebensweisen, gelebte *Multikulturalität* nun schon in einem internationaleren Zusammenhang. Aber sie waren ja zeitlich begrenzt.

5 *Rekulturation* in die akademische Welt der Linguistik in Bielefeld

Nach unserer Rückkehr nach Bielefeld absolvierten wir unser Hauptstudium und arbeiteten zugleich durchgehend und mit viel Engagement als studentische Hilfskräfte und Tutoren an der LiLi-Fakultät, zunächst bis zu unseren ersten Staatsexamina.

Wegbereiter und Begleiter unseres sich konsolidierenden fachlichen Interesses an der Linguistik durch das Studium hindurch waren für uns einige damalige Lehrende, mit denen wir – im Vergleich zu heutigen Verhältnissen – engen Kontakt hatten:

Ramsey Rutherford, Lektor in der Anglistik, suchte engen Kontakt mit uns Studierenden, schon im Grundstudium und auch weiterhin im Hauptstudium. Er nahm uns ernst, gab uns Lesetipps, war extrem zugänglich, bis hin zu Einladungen zu seinem alten Vater in einem Dorf bei Durham in Yorkshire in Nordengland. Das machte uns Mut. Wir waren völlig fasziniert, dass Lehrende und Wissenschaftler so menschlich sein können.

Gerade rechtzeitig für unser Hauptstudium war auch Gert Rickheit als Professor für Sozio- und Psycholinguistik an die LiLi-Fakultät der Uni Bielefeld berufen worden. Besonders gut erinnere ich mich an ein Hauptseminar zum Thema ‚Soziolinguistik‘ bei Gert Rickheit, das Ewalds und mein Interesse für Soziolinguistik und in der Folge dann auch für die damals noch junge Gesprächsanalyse befeuerte. Gert Rickheit interessierte sich vor allem für Psycholinguistik, aber er ließ uns unsere mehr und mehr geliebte Konversationsanalyse und Interaktions-

forschung machen, unterstützte uns, unseren eigenen Interessen zu folgen. Das war natürlich großartig für uns.

Ewald legte seine Erste Philologische Staatsprüfung in den Fächern Linguistik und Englisch im Jahr 1980 ab (Brigitte schon 1977, ich selbst 1981). Mit ministerieller Sondergenehmigung, denn das Fach Linguistik gab es als Schulfach zu der Zeit nicht mehr.

Im fortwährenden Enkulturationsprozess waren im Laufe der Zeit durch die skizzierten Einflüsse die anfänglichen Fremdheitserfahrungen an der Universität längst selbstverständlichem Vertrautheitserleben gewichen. Immer mehr wurde die akademische Welt zu einer, in der wir selbst uns zugehörig fühlten. Statt ins Referendariat und dann in den Lehrer/innen/beruf zu gehen, nahmen wir Angebote an, weiterhin an der Uni zu bleiben.

6 Entwicklung einer eigenen beruflichen Identität

Unsere aktive Mitarbeit in der Institution Universität, unsere aktive Teilnahme an und Mitherstellung von kommunikativen Gattungen wie den Lehrveranstaltungstypen Seminar, Tutorium, Diskussionen mit unseren Professoren als Arbeitgebern, die ersten Teilnahmen an wissenschaftlichen Tagungen usw. hatte uns ganz selbstverständlich in die Rolle von Kommunikationsteilnehmenden an Prozessen der *intrakulturellen Kommunikation* im Fach Linguistik gebracht, z.B. zwischen der Grammatikforschung, der Intonationsforschung, der Soziolinguistik und Gesprächsforschung, bzw. genauer noch im Bereich der Gesprächsanalyse zwischen der Diskursanalyse und der Konversationsanalyse. Hier war – wie wir bald merkten – nicht alles konfliktfrei: Wer mehr Macht hatte, qua beruflichem Status und Ansehen, gesicherter Stelle, sowie vorweisbarer Leistungen, die im akademischen Milieu zählten, versuchte, unsere Aufgaben und Pflichten zu bestimmen sowie unsere Entwicklungsrichtung nach eigenen Interessen zu beeinflussen. Aber offenbar hatten wir unsere eigenen Ziele, die wir beharrlich verfolgten. Wie gut, dass wir dabei nicht ganz allein kämpfen mussten!

Ewald wurde wissenschaftliche Hilfskraft am Lehr- und Forschungsbereich ‚Verbale Interaktion‘, bei (Prof. Dr.) Gert Rickheit, (Dr.) Reinhard Fiehler und (Dr.) Hans Strohner. Zugleich kümmerte er sich von 1978-1983 mit u. a. (Prof. Dr.) Gert Henrici und (Dr.) Rolf Ehnert intensiv darum, den Studiengang Deutsch als Fremdsprache am Sprachenzentrum der Uni Bielefeld einzurichten. (Ich selbst arbeitete bei Dafydd Gibbon, Professor für Englisch und Allgemeine Linguistik, mit Schwerpunkt Intonationsforschung.)

Nun kam auch (Prof. Dr.) Elisabeth Gülich an die Uni Bielefeld, eine der ersten Professorinnen an der LiLi-Fakultät, die unsere geliebte Konversationsanalyse professionell vertrat und uns in unseren fachlichen Interessen tatkräftig unterstützte.

Für diese Zeit erinnere ich mich vor allem an unsere Studiengruppen, in denen ein kleiner Kreis super-interessierter Studierender und späterer Promovierender nicht müde wurde, komplexe Forschungsliteratur zu lesen und miteinander zu diskutieren – lange bevor wir uns trauten, zu denken oder zumindest laut zu sagen, dass wir eine Promotion anstreben wollten: Ewald und Brigitte, Jürgen, Margret, und zeitweise auch einige andere.



Ewald und Brigitte

Wir saßen zusammen und redeten über Ethnographie der Kommunikation, Konversationsanalyse, Anforderungen an gesellschaftlich relevante Untersuchungen von Kommunikation im Unterricht und in anderen Institutionen. Ewalds und Jürgens Interessen waren viel theoretischer, philosophischer, als meine. Ewald (wie auch Jürgen) publizierte bereits seine Staatsexamensarbeit als Buch, gemeinsam mit Jürgen entstand ein erster Aufsatz.⁷

Ewald schien sich an einem anderen Konzept der Produktion wissenschaftlicher Texte zu orientieren als ich. Ich erinnere mich an ein Bild, in dem Ewald mit gezücktem Stift am Schreibtisch sitzt, nach oben oder in die Ferne sieht und sich nach einiger Zeit dem Blatt zuwendet und zügig schreibt: das Verfassen von Texten als inspiriertes, flüssiges Formulieren oder als elegantes Niederschreiben fast fertiger Gedanken. Ich bewunderte das, aber so konnte ich das nicht. Bei mir entstanden Texte eher als ein langsames Verfertigen: von Gedanken beim Schreiben und von Texten beim Prozess des Formulierens und oft mühsamen vielfachen Überarbeitens bis hin zum möglichst optimalen Endprodukt. Zum Glück führten beide Arten der Textproduktion zu fertigen Arbeiten, an denen wir uns dann erfreuen konnten.

⁷ Reuter (1982). Reuter & Richter (1982).

Ewald, Jürgen und ich gingen gemeinsam in Gerd Rickheits Kolloquium. Dort trafen wir Kollegen, die ebenfalls an ihrer Promotion arbeiteten und/oder als Inhaber „richtiger“ Stellen schon dem Mittelbau der LiLi-Fakultät angehörten. Aber die (zu) promovierenden wissenschaftlichen Hilfskräfte und Mitarbeiter der LiLi-Fakultät waren keine konkurrenzfreien Freunde. Man wetteiferte um die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen der Professoren-Gönner – und manchmal versuchte man dafür nicht nur sich selbst in ein gutes, sondern auch Konkurrentinnen oder Konkurrenten in ein schlechtes Licht zu stellen. Wobei die Konkurrentinnen eindeutig in der Minderzahl waren. Einmal versuchte ein bereits promovierter Kollege genüsslich einen Satz aus dem Manuskript meines allerersten Aufsatzes – in Unkenntnis der Tatsache, dass das Manuskript bereits zur Publikation in einer angesehenen Fachzeitschrift angenommen war – besonders perfide als lächerliche Ausgeburt meiner Inkompetenz hinzustellen: Wer so etwas schriebe, sei wirklich noch nicht reif genug, eine Publikation anzustreben. Ich war wütend, Ewald und Jürgen hellauf empört. Auf ihr Betreiben hin gründeten wir unser eigenes Kolloquium – eine Studiengruppe, in der wir uns gegenseitig unterstützten.

Als wissenschaftliche Hilfskräfte boten Ewald und ich im Sommersemester 1982 an der LiLi-Fakultät ein gemeinsames Seminar zur ‚Funktionalistischen Kommunikationsanalyse‘ an, ein Ausprobieren, ob und wie wir an der Uni lehren wollten – ein erster Versuch, uns die kommunikative Gattung ‚Uni-Seminar‘ von der Seite der Lehrenden her anzueignen. Im Jahr 1983 fuhren wir einen wunderschönen Juli lang als Lehrbeauftragte der Universität Osnabrück jeden Werktag morgens eine Stunde von Bielefeld ins ca. 60 km entfernte Osnabrück, um dort einen Sommerkurs ‚Deutsch für ausländische Studierende‘ zu unterrichten, und abends zurück. Ich erinnere mich an Sonnenschein auf gelben Feldern und grünen Hügeln, und an viel gute Stimmung im und um den Unterricht herum. Auch zu dieser Zeit war Arbeit mit Privatleben immer noch eng verwoben, musste noch nicht getrennt werden. Es war ja auch noch gar nicht klar, wer von uns welche Wege in die Zukunft gehen würde.

Im Prozess der intrakulturellen Kommunikation an der LiLi-Fakultät lernten wir, uns durchzusetzen und beharrlich unseren Weg fortzusetzen, auch bei Schwierigkeiten und momentanen Rückschlägen. Ich habe in dieser Zeit viel gelernt, gerade auch von Ewald, der mit unerschütterlichem Frohsinn seinen Weg ging und mich ermutigte, auch meinen zu gehen.

Die gemeinsame Bielefelder Zeit endete im Herbst 1983, als Ewald und Brigitte als Lektoren für deutsche Sprache nach Tampere gingen, Brigitte als DaF-Lehrerin an das dortige Goethe Institut und Ewald als DAAD-Lektor an das Sprachenzentrum der Universität Tampere. Unsere Interessen und beruflichen Affiliationen führten uns jetzt in ziemlich unterschiedliche Richtungen.

Im Prozess der intrakulturellen Kommunikation im akademischen Milieu und in der Fachwelt der Linguistik und Gesprächsanalyse, v. a. an der Uni Bielefeld, hatten wir Grundkenntnisse der relevanten kommunikativen Gattungen erworben, die wir in unserer weiteren Entwicklung ausbauten und diversifizierten.

7 Weitere Entwicklung beruflicher und kultureller Identität

Während ich mich im Forschungsfeld der Konversationsanalyse bewegte und später gemeinsam mit Elizabeth Couper-Kuhlen die Interaktionale Linguistik auf- und ausbaute, machte sich Ewald im Feld der mündlichen Fachkommunikation und deren Behandlung und Vermittlung im Fremdsprachenunterricht verdient. Wir trafen uns ein paar Mal auf Tagungen, aber sehr viele für uns beide relevante Tagungen, bei denen wir zwischendurch ins Café gehen konnten, gab es nicht. Obwohl wir gar nicht so viel Kontakt zueinander hielten – wenn wir uns trafen, war es jedes Mal wie früher, wie in den alten Zeiten in Bielefeld. Damit zeigten wir uns als beste Freunde.

8 Fazit: Ein langer Weg

Wir haben uns weit entfernt von unseren Anfängen, dennoch haben wir eine Entfremdung vermieden. Trotz *Enkulturation* in immer wieder neue sozio-kulturelle Milieus haben wir viel aus unseren Herkunftsmilieus beibehalten: Wir wollten anders leben und arbeiten, als wir es auf dem Lande gesehen hatten, aber wir lehnten unsere Herkunftsmilieus nicht ab. Ewald (und Brigitte) pflegten und pflegen ihre Kontakte zu ihren Familien und alten Freundinnen und Freunden in ihrer „alten Heimat“ ebenso wie zu ihren Freundinnen und Freunden aus ihrer Studienzeit und den Zeiten ihrer beruflichen Anfänge. In Finnland wurde aus der zunächst als zeitlich begrenzt geplanten eine *langfristig gelebte Multi- und Interkulturalität*, bei der deutsche und finnische kulturelle Kontexte und Kulturalität sicherlich die wichtigsten Bezugsgrößen sind.

Oder ist auf der individuellen Ebene vielleicht aus der *langfristig gelebten Multi- und Interkulturalität* mittlerweile längst eine *Transkulturalität* geworden, bei der die einfließenden Kulturen sich so vermischt haben, dass *transkulturelle Identitäten* entstanden sind?

9 Schlusswort

Ewald war einer der wichtigsten Studien-Kommilitonen für mich, weil ich von ihm lernen konnte, dass und wie ich trotz ähnlich „bescheidener“ Herkunft etwas wollen durfte, wenn es

mich interessierte. Ich konnte mir bei ihm etwas „abgucken“. Er machte mir Mut, meinem eigenen Weg zu folgen. Das war damals besonders für Frauen noch keineswegs selbstverständlich. Er half mir bei meinem langsamen Aufbruch zu meinen eigenen Zielen. Dieser Mut hat mich lange Zeit getragen. Herzlichen Dank dafür, lieber Ewald!

Verwendete Literatur

- Günthner, Susanne (2013) Sprache und Kultur. In: Peter Auer (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition*. Stuttgart und Weimar: Metzler, 347-376.
- Günthner, Susanne; König, Katharina (2016) Kommunikative Gattungen in der Interaktion: Kulturelle und grammatische Praktiken im Gebrauch. In: Arnulf Deppermann; Helmuth Feilke; Angelika Linke (Hrsg.) *Sprachliche und kommunikative Praktiken. Jahrbuch 2015 des Instituts für Deutsche Sprache*. Berlin und Boston: De Gruyter, 177-203.
- Hahn, Ulla: *Das verborgene Wort*. Roman. Stuttgart und München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (2016) *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. 4., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Metzler.
- Reuter, Ewald (1982) *Kommunikation und Institution. Zur Ethnographie des schulischen Alltags*. Frankfurt/Main und Bern: Peter Lang.
- Reuter, Ewald & Richter, Jürgen (1982) Zur Rekonstruktion struktureller Probleme institutionell vermittelten Fremdsprachenerwerbs. In: Jürgen Richter *Handlungsfiguren in kommunikativen Prozessen. Eine konstitutionsanalytische Untersuchung schulischer Kommunikation*. Frankfurt/Main und Bern: Peter Lang, 175-193.
- Welsch, Wolfgang (1997) Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen. In: Irmela Schneider & Christian Thomson (Hrsg.) *Hybridkultur: Medien, Netze, Künste*. Köln: Wienand, 67-90.
- Wierlacher, Alois (Hrsg.) (2003) *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Stuttgart und Weimar: Metzler.

Kurzbiographie

Margret Selting ist Professorin für Kommunikationstheorie und Linguistik im Institut für Germanistik der Universität Potsdam. Promotion 1985 an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld, Habilitation für Germanistische Linguistik 1992 an der Universität Oldenburg. Durchführung von Forschungsprojekten zu Themen wie Prosodie im Gespräch, Syntax und Lexiko-Semantik bei der Gesprächsorganisation, Prosodie und Intonation von regionalen und ethnischen Varietäten des Deutschen, Affektivität im Gespräch. Entwicklung des Forschungsansatzes der Interaktionalen Linguistik, zusammen mit Elizabeth Couper-Kuhlen (zuletzt Universität Helsinki). Zahlreiche Veröffentlichungen in nationalen und internationalen Zeitschriften und Sammelbänden. Zuletzt erschien 2018 die zusammen mit Elizabeth Couper-Kuhlen verfasste Monographie *Interactional Linguistics. Studying language in social interaction* bei Cambridge University Press.

Schlagwörter

Kulturelle Milieus und Identitäten, Institution Universität als Lebensraum, nicht-akademische und akademische Lebenswelten, LiLi-Fakultät der Universität Bielefeld in den 1970iger Jahren, biographische Entwicklung zu Sprachwissenschaftler*in und Gesprächsforscher*in